

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 2

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2
XV. Jahrgang

Bern
10. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Im Schnee.

Von Gottfried Keller.

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegeföber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld naß und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,

Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 2

Und wie sich auf dem Wasser auch in der größten Hitze eine leichte Kühle bemerkbar macht, so wurde auch Ursula nie warm, was man so warm werden heißt. Sie konnte heftig werden, aber nicht laut und nicht lebhaft, nur in der Tiefe brodelten dann die dunkeln Wasser und suchten sich durch Worte, die den Schuldigen empfindlich trafen, Luft zu machen.

Die Pfarrfrau von Bergeln saß bald in dem Empirehaus vor einem ganzen Tisch voll Herrlichkeiten: einer Rindfleischwurst, die Ursula eigenhändig gestopft hatte, einer Kristallschale mit sauer-süßen Melonen, die sie eingemacht, einem gelblichen englischen Teller mit Brezeln, gesalzenen natürlich, die so mürbe waren, daß sie zerbröckelten, und vor einer Flasche „Schweizerblut“. Daniel hatte den Wein von seiner Base in Basel zum Geschenk erhalten.

Anna-Liese aß mit gutem Appetit, lobte alles um des guten Zwedes willen, der sie hergeführt, noch mehr, als sie es sonst gelobt hätte, und überlegte bei jedem Bissen, ob der günstige Augenblick zum Reden gekommen sei.

Sie sandte ein paar Sätze von der schädlichen Tätigkeit des Teufels und von der bösen Welt im allgemeinen voraus, sprach dann von den überall lauernnden Versuchungen, die gleich Fuchseisen auf sonst gute Menschen warteten, kam dem Ziel um einige Beispiele aus ihrem Städtchen näher und sprang endlich tapfer mitten in die Sache hinein.

„Ich komme mit einem Anliegen. Oder eigentlich mit einer Bitte. Nein, einem Rat; oder einem Vorschlag. Ja, wie soll ich sagen, mit etwas, das euch glücklich machen könnte und mit dem ihr jemand glücklich machen könntet, kurz...“

„Sag's gerade heraus, Anna-Liese. Umwege stehen dir nicht gut“, half Daniel gutmütig.

Ursula machte ein spitzes Gesicht. Es brauchte sie nie-

mand glücklich zu machen. Sie hatte alles, was sie wollte. Daß keine Kinderfüßchen auf dem feinen Kies des Rosenhofes sich abdrückten, bedauerten andere Leute mehr als sie.

Nun erzählte Frau Anna-Liese alles, was sich begeben hatte, begann bei Susanna und endete bei Klärchen und sagte: „Das Klärchen behalte ich.“

„Also nicht einmal die Wahl lässest du uns“, fragte Ursula ärgerlich.

„Klärchen hint“, sagte die Pfarrerin einfach.

„So? Nein, die möchte ich nicht. Ich habe schöne Leute gern“, sagte Ursula. „Susanna sei hübsch, erzähltest du?“ — —

„Sehr hübsch. Sie hat natürliche Vöden, regelmäßige Züge und eine zierliche Gestalt.“

„Weint sie viel? Ist sie unruhig? Wild? Wirft sie alles durcheinander? Hat sie Heimweh? Ist sie viel?“ Jetzt lachte Anna-Liese.

„Nein, sie ist nicht viel. Sie weint nicht, wirft nichts um, hat kein Heimweh, wenigstens zeigt sie nichts davon, und von Unruhe und Wildheit habe ich nichts gemerkt.“

„Sie ist doch gesund?“ fragte der Mann, dem an Susannas Beschreibung etwas fehlte.

„Ich habe wilde Kinder gern“, sagte er. Seinem fleischigen, rötlichen Gesicht und seinen ruhigen Bewegungen glaubte man das. Er hatte keine Nerven, die lebhaften Kinder nicht ertragen hätten. Auch kannte man um 1855 herum diese Krankheit nicht, bebing sie auf alle Fälle mit einem größeren Namen.

„Und wenn sie den Leichtsinns ihres Vaters geerbt hätte“, fragte Ursula. „Ich möchte das Mädchen nicht hüten müssen.“

„Ich glaube, darüber kann ich dich beruhigen“, sagte die Pfarrfrau. „Und dein Einfluß wird doch auch zu merken sein, denke ich. Leichtsinzig wird neben dir niemand.“ Sie sagte es harmlos. Aber Ursula sah auf. War das ein Sieb? Sie sah zu Schwendt hinüber. Er schmunzelte.

„Das hoffe ich“, sagte Ursula scharf, denn sie ver- trug keinerlei Tadel. Wenn aber Schwendt die Bemerkung der Schwester mit Schmunzeln beantwortete, so enthielt sie einen Tadel. Ursula zog, wie immer, wenn sie einen Aer- ger zu überwinden hatte, ihr goldenes Uehrchen aus dem Gürtel. Es bildete einen brillantenbesetzten, blauemaillierten Schmetterling und war das Stück ihrer Brautgaben gewesen, um das sie am meisten beneidet wurde. Sie zog es auf, mitten im Tag, und spielte darauf mit der langen, goldenen Kette. Darüber wurde ihre Stirne wieder glatt, und sie fuhr fort, Anna-Liese über Susanna auszufragen.

„Ich will sie zu mir nehmen“, sagte sie. „Schwendt, es wird dir recht sein? Man ist froh, für seine alten Tage jemand zu haben. Ich könnte jetzt schon flinkere Beine wohl gebrauchen und habe gerne jemand um mich, der etwas weniger schläft und nicht stundenlang die Zeitungen liest“, setzte sie anzüglich hinzu. So, das Schmunzeln war ver- golten. Ursula wurde leicht zumut.

„Es ist mir recht“, sagte Daniel bedächtig. „Wenn das Kind nur zu uns alten Leuten paßt.“ Seine Frau sah ihn an.

„Alten Leuten? Rede du in der Einzahl, Schwendt.“ Die Frau Pfarrer, die Plänkeleien nicht liebte, weil sie nie wußte, ob die späßhafte Form auch wirklich nur Spaß sei und nicht Aerger und Empfindlichkeit deckte, lenkte ab.

„Ihr werdet gewiß Freude an dem Kind erleben. Es ist noch so jung, daß ihr es formen und lenken könnt nach Gefallen.“ Da irrte sie sich aber.

Aus so wenig hartem Holz war Susanna gar nicht gemacht. Vom ersten Schrei und Stampfen mit dem Fuß, vom ersten Male, da sie schmollend hinter der Tür ge- standen, weil die Mutter sie ausgelacht, bis zu dem Tag, da sie den Vater, dessen sie sich schämte, ohne Ruß und Tränen ziehen ließ, war sie dieselbe geblieben. Sie kleidete ihre Puppen, aber liebte sie nicht. Sie ließ sich, ohne das Gesicht zu verziehen, vom Lehrer strafen, vergaß ihm aber die Strafe nicht, trotzdem er sich bemühte, das hübsche Kind mit dem stolzen Köpfchen zu gewinnen. Daneben war sie niemals unartig, sehr ordentlich, sehr fleißig, sie strickte schon und nähte — es war nichts an ihr auszusetzen.

Anna-Liese, die Pfarrfrau, hatte dennoch in der ersten Stunde herausgefunden, was ihr fehlte, und ohne sich zu besinnen, Klärchen, das warmherzige, hinkende Kind an ihr Herz genommen, so reizend Susanna auch ausgesehen hatte und so flink und anstellig sie sofort hatte Anni den Tisch decken helfen.

Anna-Liese König aß noch bei den Schwendt zu Mit- tag, obgleich es sie mächtig nach Hause zog. Nicht, weil sie meinte, es gehe nicht ohne sie, sondern einfach aus Freude an den Thren und aus Liebe zu den Thren. Dort allein war ihr so recht wohl, und wenn sie unter ihrer Schar herumwirtschaftete, sang sie vor sich hin, da sie nicht wie ein Räkchen schnurren konnte.

Sie war froh, ihren Schützling für das Leben ver- sorgt zu haben. Darüber, daß die Schwestern nicht aus-

einander kamen, wollte sie wachen, denn das Band der geschwisterlichen Liebe mußte doppelt stark gewoben werden zwischen ihnen, da die Kinder unter so verschiedenen Ver- hältnissen aufwachsen sollten. Die eine in dem kinderreichen, bescheidenen Pfarrhaus eines winzigen Städtchens, die an- dere wie eine Prinzessin in dem schönen Landhaus des Stadtrats Schwendt, als Tochter der Frau Ursula, dicht bei einer großen Stadt.

„Also, es ist abgemacht“, rief Daniel. „Wir lassen Susanna nächsten Mittwoch holen und behalten sie einst- weilen einen Monat. Ich zweifle nicht daran, daß sie uns lieb werden wird. Wir schicken den Char-à-banc, in dem auch noch eines deiner Kinder Platz hat. Gibst du uns den Bernhard mit, damit Susanna im Anfang Gesellschaft habe?“ —

„O ja, wenn ihr es für nötig haltet“, sagte Anna- Liese ohne Besinnen, aber ungern.

„Abgemacht, wir schicken dir dafür einen Salzkuchen, so groß wie ein Wagenrad“, lachte Daniel Schwendt.

Anna-Liese ging nach einem warmen Abschied leicht- ten Fußes davon, hob zierlich ihr Musselkleid in die Höhe, damit der Ries es nicht streife, und lief so eilig hinter der grünen Hecke, die unten den Rosenhof gegen die Straße abschloß, dahin, daß die Obenstehenden meinten, sie fahre.

„Es zieht sie heim“, sagte Daniel ein wenig neßdich.

„Nun werden wir also ein Kind bekommen, Schwendt, wenn's dir nur nicht zu laut wird im Haus.“

„O, zu laut. Endlich einmal gibt's Lärm“, gab er zurück. „Wenn sie nur recht Lärm machen wollte, die kleine neue Tochter.“ Er suchte sich mit seiner im Fett etwas bedrängten Phantasie das Kind auszumalen.

„Wir werden ja sehen“, sagte Ursula und ging ins Haus, um ihr Strickzeug zu holen, das in einem durch- brochenen und vergoldeten Porzellanbecher, einem Erbstück der Mutter, in dem großen, kühlen Flur auf dem Tische stand.

Sie setzte sich auf die grüne Bank, die vor dem Wohn- zimmer neben dem Hauseingange stand. Wenn die Nadeln klapperten und der Wollentnäuel sich emsig drehte, konnte sie gut denken. Und zu denken hatte sie nun übergenug.

„Schwendt“, rief sie dem Gatten zu, der eben wieder mit seiner Zeitung an ihr vorüberspazieren wollte. „Ich nehme das Kind zu mir, du kannst in dem kleinen Zim- mer nebenan schlafen.“

„So“, brummte er. „Wäre es umgekehrt nicht auch gegangen?“

„Nein“, sagte Ursula. Der Nnäuel machte einen hohen Saß, so eilig strickte sie.

2.

Mit Jubel war die kleine Klara von den Pfarrers- kindern als Schwesterlein aufgenommen worden. Anni, die zehnjährige, hatte sie zwar lieber etwas älter gehabt, und Bernhard fragte seine Mutter, warum sie nicht Susanna behalten habe, die ihm viel besser gefalle. Die Kleinen aber beklagten, daß Klärchen nicht so schnell springen könne wie sie. Alle diese Einwände benutzte Frau Anna-Liese, um ihren Kindern eindringlich ans Herz zu legen, daß sie gerade um dieses Gebrechens des kleinen Mädchens willen es dop- pelt liebhaben müßten. Es saß denn auch bald in dem

warmen Nest, als gehöre es zwischen all den Flaum und die Wolle, und zwitscherte fröhlich und glücklich mit den andern um die Wette.

Susanna hatte es ruhig mit angehört, daß sie in die Hauptstadt versetzt werden sollte, um auf dem schönen Rosenhof ihr Leben zuzubringen.

Wunderdinge erzählten die Pfarrerkinder von dem Obstgarten Tante Ursulas, von den durchsichtigen, blassen Äpfeln, die wie Erdbeeren schmeckten und doch wieder wie Äpfel. Von den dunkelroten Korneckirschen, den Pflaumen und Zwetschgen, von den Rousselettenbirnen, wie allein die Tante Ursula einen Baum habe. Sie ereiferten sich um des Wäldchens willen, in dem man Räuber spielen könne wie in einem richtigen Wald. Sie berichteten von der Holzlaube, auf der man sich bei Regenwetter jage und in der an den Wänden lauter komische Bilder hielten, wie das von dem traurigen und dem lustigen Manne, unter dem stünde: Ich muß lachen, weil du weinst, und mir gar so komisch scheint, und unter dem andern: Ich muß weinen, weil du lachst, und dich gar zum Narren machst. Von der Laube sprangen die Kleinen auf den Lehensmann über, auf den Heuschöber, das Holzhaus, den Pferdestall, alles paradiesische Verstecke. Von der Tante Ursula erzählten sie nicht viel, als Susanna nach ihr fragte. Ja, sie sei eben streng. Man dürfe bei ihr in den Stuben nicht spielen wie bei der Mutter. Und wenn man bei Tisch schwache oder lache, zöge sie einen bei den Haaren. Ui, fest! Und als einmal Anni etwas erzählt habe und es sei nicht so recht wahr gewesen, halb schon, aber den Rest habe sie dazu gedichtet, da habe sie ein ganzes Jahr nicht mehr zu Tante Ursula kommen dürfen. Sie schenke einem aber schöne Sachen zu Weihnachten und Mutter sage, sie gebe ihr viel Geld für die Armen. Und abends bekomme man auf dem Rosenhof nur Haberbrei, weil der gesund sei. Berene, die Magd, die schon fünf Jahre bei den Großeltern gedient habe, bringe einem aber ein Butterbrot mit grünem Käse darauf. Das dürfe man im Bett, wenn es dunkel sei, essen.

Klärchen und Susanna hörten mit Eifer zu, was die Pfarrkinder erzählten, und wollten immer mehr wissen.

Die Berene sei eine feine Magd, berichteten sie weiter, als sie von Tante Ursula nichts mehr wußten. Ein jedes, das ihr in der Küche einen Besuch mache, bekomme Rannenbirnenschnitz. Und sie habe in ihrer Stube ein russisches Osterei, ganz aus Wachs, mit Bildchen darauf, blauen und roten. Das sei heilig, habe die Berene gesagt, aber nur für die Katholischen, die Protestantischen verstünden nichts



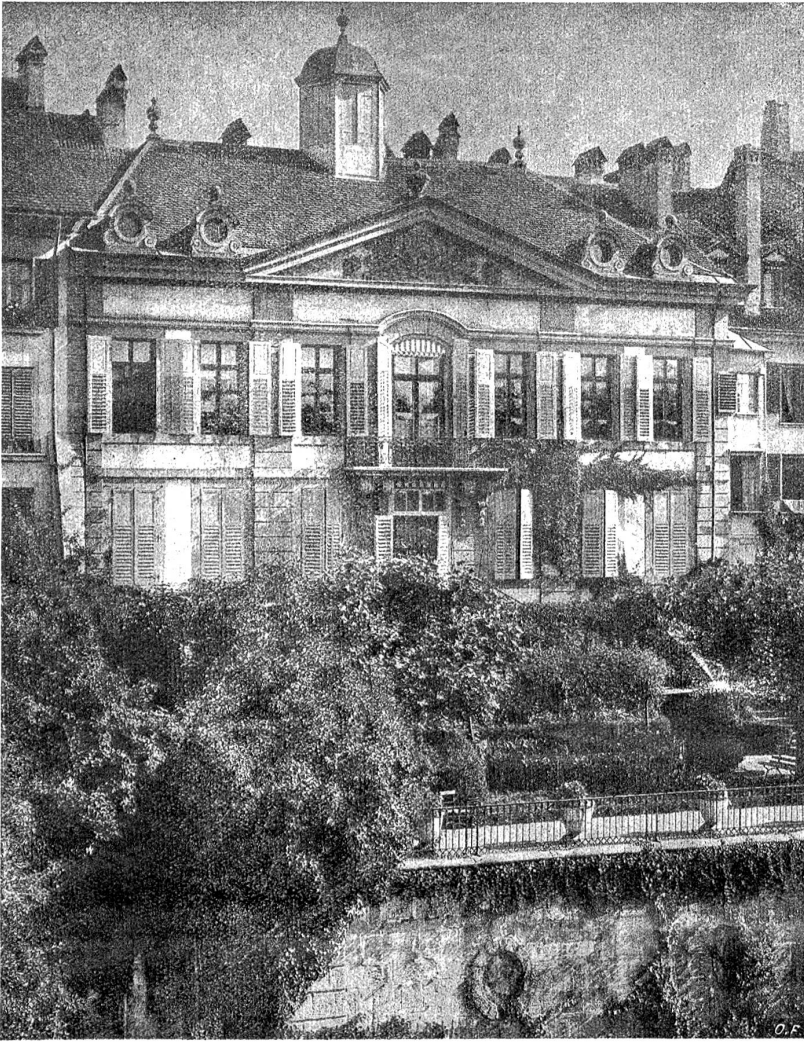
Sr. Bischoff: Erster Schnee.

Der erste Schnee.

Von Sr. Güll.

Ei, du liebe, liebe Zeit,	Und im Hof der Pumpenstock
Ei, wie hat's geschneit, geschneit!	Hat gar einen Zottelrock,
Ringsherum, wie ich mich dreh',	Und die pudriac Perücke,
Nichts als Schnee und lauter Schnee.	Und den Haarzopf im Genicke,
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,	Und die ellenlange Nase
Alles steckt in weißen Decken,	Geht schier vor bis an die Straße!
Und im Garten jeder Baum,	Und gar draußen vor dem Haus! —
Jedes Bäumchen voller Flaum.	Wär' nur erst die Schule aus!
Auf dem Sims, dem Blumenbrett,	Aber dann, wenn's noch so stürmt,
Liegt er wie ein Federbett!	Wird ein Schneemann aufgetürmt,
Auf den Dächern um und um	Dick und rund und rund und dick
Nichts als Baumwoll' ringsherum.	Steht er da im Augenblick.
Und der Schlot vom Nachbarhaus,	Auf dem Kopf als Hut 'nen Ciegel
Wie possierlich sieht der aus:	Und im Arm den langen Prügel
Hat ein weißes Müllerköppchen,	Und die Süße tief im Schnee:
Hat ein weißes Müllerköppchen!	Und wir ringsherum, huchhe!
Meint man nicht, wenn er so raucht,	Ei, ihr lieben, lieben Leut',
Daß er just sein Pfeiflein schmaucht?	Was ist das heut' eine Freud'!

davon. Wenn man ein schlechtes Zeugnis gehabt habe, so schelte Berene mehr als die Mutter und zwide einen und sage: „Ihr seid doch keine Kesselflickerkinder! Macht, daß ihr Bildung bekommt.“ Bildung, sagt Berene, sei überhaupt die Hauptsache. Wenn sie mehr davon gehabt hätte und hätte gut und schön schreiben können und auf des Hans Wart Briefe antworten, sie säße längst in ihrem



Das Frisching-von Wattenwyl-Haus (Junkerngasse 59) Südseite.

Heimatsdorf mit einer ganzen Schar eigener und brauchte jetzt nicht fremder Leute Kinder liebzuhaben. Ja, das habe die Berene schon oft gesagt.

So schilderte Anna-Lieses Schar den Rosenhof. Vom Onkel sagten sie nicht viel. Da lachten sie, denn er spaßte mit ihnen. Steckte sich die Tante um irgend eines Fehls willen hinter ihn, so schalt er, aber schwächlich. Wenn er aber nach Tisch schlief, mußte man still sein, denn sonst wurde er böse.

Susanna äußerte sich nicht, wie sie über die ganze Sache denke. Sie war in aller Höflichkeit um die Pfarrfrau herum, nicht ungeschicklich, gehorlam und sehr anständig in allen Kleinigkeiten, die man ein kindliches Mädchen lehrt.

Ob der Abschied von ihrem Schwesterlein ihr weh tat oder nahe ging, konnte die Pfarrfrau nicht herausfinden, nicht einmal dann, als der Char-à-banc vom Rosenhof vor der Türe stand, um Susanna abzuholen. (Fortf. folgt.)

Ein altbernisches Patrizierhaus.

Wer auf der Ostseite der Plattform stehend die stattliche Reihe der altbernischen Patrizierhäuser an der Junkerngasse mustert, der sieht sich einem durch Gartenmauer,

Terrasse mit Freitreppe, Balkon, Attika und Dachtürmchen ausgezeichneten Herrenhause gegenüber. Es ist das Haus Nr. 59 an der Junkerngasse, das ehemalige Frisching- und heutige von Wattenwyl-Haus, das uns hier seine breite schöne Gartenfront zuwendet.

Es ist neben dem Erlacherhof wohl das größte und schönste der Gasse. Wie jenes besteht es aus einem Vorder- und Hinterhaus, die beide durch einen Lichthof voneinander geschieden und wieder durch Seitentrakte miteinander verbunden sind. Hier ist der Lichthof besonders schön zu einem Treppenaufgang mit Rundgalerie im 1. Stock ausgestattet (vergl. Abbildung „Haupttreppe“ S. 22).

Und wie bei den meisten altbernischen Patrizierhäusern sind die Repräsentationsräume ins Vorderhaus an der sonnigen und ausichtsreichen Südseite in die Belétage verlegt. Man steigt die breite Haupttreppe empor, geleitet von einem kunstvoll gearbeiteten schmiedeeisernen Geländer. Die mächtigen kostbaren Gobeline und die Porträts an den Wänden, die Gorillabüste in der Podestede und der farbenschildernde Pfau auf der Geländerbrüstung, sie empfangen den Gast vornehm und würdig. Durch zwei Vorzimmer schreitend (vergl. Abb. S. 22) betritt man den großen Saal links und das Balkonzimmer in der Mitte; von letzterem aus gelangt man in den kleinen Salon, der in reinem Empire-Stil ausgeführt ist (vergl. Abb. S. 21). Dieser Saal ist eine beachtenswerte architektonische Leistung. Man beachte die Harmonie des Raumes und der Möbel und Geräte, das Holzwerk, die Tapete, die Stuckdecke, die Leuchter, den schlanken Turmofen, die dekorativen Details an der Türe, an den Porzellan- und Silberchränken, am Tisch und an den Fauteuils. Der kleine Saal stammt aus der Neuzeit, während die übrigen Räume ihre Innengestaltung in den verschiedensten Epochen erhielten.

An der Stelle des heutigen Hauses standen ursprünglich zwei oder besser drei Häuser. *) Das westliche eine Haus kam 1529 in den Besitz der Familie Frisching, die beiden andern wurden 1705 durch Schultheiß Samuel Frisching von Hans Steiger, dem spätern Schultheißen, hinzu gekauft. Derselbe Samuel Frisching ließ kurz nach 1705 das jetzige Herrschaftshaus erstellen und zwar ganz augenscheinlich von einem tüchtigen Architekten, dem die gute französische Baukunst vertraut war. Das Haus vererbte sich in der Familie (seit 1838 v. Wattenwyl) bis auf den heutigen Tag. Gegenwärtiger Besitzer ist Herr E. J. v. Wattenwyl, Direktor der Union Life Branch of the Commercial Union, London.

Wie alle Patrizierhäuser hat das Frisching-v. Wattenwylhaus neben einer äußern auch eine innere Geschichte. Seine Räume haben ein gutes Stück bernische Stadt- und Staatsgeschichte miterlebt. Am interessantesten war dieses miterlebte Stück zu der Zeit, da die beiden Samuele, Vater und Sohn, beides Berner und später Schultheißen einer löblichen Stadt und Republik Bern, das Haus bewohnten. Der ältere hat die bewegten Tage des Bauernkrieges (1653) und des ersten unglücklichen Villmergenkrieges (1656) mitemgemacht. Und zwar sehr aktiv. Er saß als Berner in schier

*) S. Zürcher im „Neuen Berner Taschenbuch“ 1892, S. 193 f., und in „Bürgerhaus des Kantons Bern“, 2. Band. Letzterer Publikation entstammen die Bildstöcke zu den Illustrationen dieses Aufsatze.